

DIE ZERTRENNLICHEN 9+

Von Fabrice Melquiot

aus dem Französischen von Leyla-Claire Rabih und Frank Weigand



BEGLEITMATERIAL ZUM STÜCK

Es spielen:

| | |
|----------------------------------|-----------------------|
| Sabah | Sophia Hankings-Evans |
| Romain | Friedrich Richter |
| Regie | Leyla-Claire Rabih |
| Bühne + Kostüme | Stefan Oppenländer |
| Sound | Anouschka Trocker |
| Dramaturgie | Eva Stöhr |
| Theaterpädagogik | Uta Sewering |
| Licht | Thomas Holznagel |
| Ton + Video | Frank Heise |
| Regieassistenz | Nathalie Knors |
| Soufflage | Franziska Fischer |
| Inspizienz | Anne-Sophie Attinost |
| Technischer Direktor | Eddi Damer |
| Bühnenmeister | Ralf Ende |
| Künstlerischer Produktionsleiter | Axel Möbius |
| Maske | Julia Habib |
| Requisite | Sabine Bonin |
| Leitung Kostüm | Sebastian Thiele |
| Ankleiderei | Ute Seyer (Ltg.) |

Die Aufführungsrechte liegen beim Felix Bloch Erben Verlag für Bühne, Film und Funk, Berlin.

Foto- und Videoaufnahmen während der Vorstellung sind nicht gestattet.

Premiere: 27. März 2019

Bühne 3

70 Minuten

INHALT

Begrüßung 4

Zum Autor Fabrice Melquiot und über das Stück 5

Das künstlerische Team und die Inszenierung 6

Was ist eigentlich Rassismus? 8

Entstehung und Verbreitung des Konzepts der „Rasse“ 8

Rassismus ohne „Rassen“ 11

Rassismus und Sprache 13

Ausschnitt aus „Die Zertrennlichen“ von Fabrice Melquiot 13

Wer ist Weiß und wer Schwarz? 14

Woran erkenne ich rassistische Wörter? 14

Wichtige Begriffe 16

Hinweise für den Theaterbesuch 18

Impressum 19

BEGRÜSSUNG

Lieber Lehrer*innen,

die Kinder Romain und Sabah verbringen ihre Tage am liebsten vorm Fenster. Es macht ihnen eine unbeschreibliche Freude, ihre Nachbarn vom Wohnblock gegenüber zu beobachten, Zeug*in ihrer Ticks und kleinen Geheimnisse zu werden. Dabei vergessen sie ihre Einsamkeit. Romain, der wilde Schaukelpferdreiter, wird von seinen Eltern regelmäßig vergessen, sie geben sich lieber sich und ihrer Liebe hin. Sabah, das Mädchen mit algerischen Wurzeln, auf der anderen Seite des Fensters ist selbsternannte Sioux vom Stamm der Dakota-Indianer. Verbündete findet sie in ihren Eltern und ihren Schwestern nicht, dafür schickt sie ihre Mutter auf Weltverbesserungsmission mit Mandelmakrouts. Ihre anfängliche Abneigung überwinden Romain und Sabah und lassen sich ganz von ihrer Neugier leiten. Gemeinsam gehen sie zum ersten Mal in den angrenzenden Wald und begegnen ihren Ängsten. Im Zusammensein artikulieren sich ihre Vorurteile, die den jeweils anderen verletzen ebenso wie ihre Wünsche, die endlich Gehör finden. Als ihnen der weiße Büffel erscheint, wissen sie, dass sie seine Magie von nun an unzertrennlich werden lässt. Doch die Grenzen, die die Kinder überwinden, reißen ihre Eltern wieder ein. Ihr plumper und gefährlicher Rassismus hat nichts von Neugier und Aufgeschlossenheit, sie verweigern die Begegnung und beharren auf ihren vorgefertigten Meinungen. Nach einem Streit zwischen den beiden Vätern trennen sich Romain und Sabahs Wege für immer.

Das Stück des französischen Autors Fabrice Melquiot „Die Zertrennlichen“ erzählt die Freundschaft zweier starker Kinder voll poetischer Sprache. Über ihre Begegnung führt das Stück in die Beschäftigung mit Rassismus, wie dieser gelebt wird, wie dieser „passiert“ und wie sich dieser im wahrsten Sinne des Wortes artikuliert. Das Stück legt offen, wie tief rassistische Mechanismen in unserer Gesellschaft verankert sind und wie diese Mechanismen den Trieb von Kindern kaputt machen, ihrer Neugier und ihrem Entdeckerwillen ohne Vorbehalte nachzugehen. Während das fatale Ende von Romain und Sabahs Freundschaft auf die Wirkmächtigkeit der alltäglichen Rassismen verweist, erweckt ihre Freundschaft Hoffnung und zeigt, was durch Begegnung, Verständnis und Offenheit möglich ist.

Das Material zeichnet zunächst die historische Herkunft des Begriffs Rassismus nach: Die vermeintlich biologisch begründete Einteilung der Menschen in Rassen im 17. Jahrhundert bis hin zu einer heutigen Argumentation aus kultureller Sicht. Im folgenden Teil soll das Bewusstsein für Rassismen in unserer Sprache geschärft und Strategien zu Vermeidung dieser aufgezeigt werden.

Ich möchte Sie dazu ermuntern, Romain und Sabahs Geschichte als Beispiel für das Gelingen und das Scheitern von Begegnung in Ihre Beschäftigung mit dem Stück zu nehmen. Möge das Stück seinen künstlerischen Beitrag leisten, einer diskriminierungsfreien Gesellschaft den Weg zu ebnet.

Eva Stöhr
Dramaturgin



Szenefoto mit
Friedrich Richter,
Sophia Hankings-Evans

ZUM AUTOR FABRICE MELQUIOT UND ÜBER DAS STÜCK

Fabrice Melquiot wurde 1972 geboren. Er arbeitet als Theaterautor, Regisseur, Lyriker und Übersetzer. Als ausgebildeter Schauspieler ist er zunächst Mitglied der Compagnie Théâtre des Millefontaines um den Regisseur Emmanuel Demarcy-Mota, verfasst aber bereits seit 1998 Kinder- und Jugendstücke. Ab 2002 ist er Hausautor an der Comédie de Reims, dem Théâtre de la Ville, Paris und den Scènes du Jura. 2008 wird ihm der Prix du Jeune Théâtre de l'Académie française für sein Gesamtwerk verliehen, welches bislang ca. 50 Stücke für Kinder und Erwachsene umfasst. Fabrice Melquiot ist außerdem Mitbegründer des Autorenkollektivs La Coopérative d'Écriture. Seit der Spielzeit 2012/2013 leitet er das Kinder- und Jugendtheater „Am Stram Gram“ in Genf. 2004 produzierte SR2 KulturRadio das Hörspiel „Der Gesichtswäscher“, 2015 „Als ich Charles war“ (zusammen mit Deutschlandradio Kultur), das zuvor beim Primeurs-Festival gezeigt wurde. 2016 wurde sein Stück „Schwanengesänge“ ebenfalls auf dem Primeurs-Festival gezeigt und erhielt den Primeurs-Autorenpreis 2016 für frankophone Dramatik.

„Die Zertrennlichen“ gewannen im Herbst 2018 den Grand Prix de Littérature dramatique Jeunesse.

Quelle und weitere Informationen:

<http://www.felix-bloch-erben.de/index.php5/aid/1469/Action/showAuthor/fbe/b17ebd06f4076de2b02965b0b2fa8b54/>
<https://cargocollective.com/fabricemelquiot/biographie>

Aus der LAUDATIO zum Deutschen Kindertheaterpreis 2018

Sie sieht ihn durchs Fenster, wie er auf seinem Schaukelpferd reitet. Er sieht sie, wenn sie sich in eine Sioux verwandelt. Sabah und ihre Familie mit algerischen Wurzeln wohnen im Wohnblock genau gegenüber von Romain, dessen Eltern ihre rassistischen Vorurteile über ihre Nachbarn pflegen.

Wenn sich Sabah und Romain auf ihrem Schulweg begegnen, passiert es ihnen, dass sie länger als nötig stehenbleiben und sich in die Augen sehen. Und wenn sie schon weitergegangen ist, wartet er darauf, ob sie sich nicht doch noch umdrehen und nach ihm sehen wird. Die geheimnisvolle Erscheinung eines weißen

Hirsches und eines großen weißen Büffels bringt sie einander näher. Mit dieser mythischen Ebene verschafft der Autor den beiden Figuren einen eigenen Raum, in dem sie sich selbst erkennen und erproben können.

Die Liebe zeigt sich in diesem Kinderstück unschuldig, tief und unauslöschlich. Sie lässt die eigene Welt dieser zwei Königskinder entstehen und ihre Kraft bindet sie aneinander. Durch ihre tiefe Zuneigung widerstehen sie eine Zeitlang den Abgrenzungen ihrer Eltern, überwinden sie die trennenden Raster, Muster und Codes der Erwachsenen. Doch die bestehen auf ihrer Identität und den daraus folgenden Trennungslinien. Und durch einen Umzug reißen sie die Beziehung der Kinder auseinander. Sie werden sich nie wieder sehen.

Doch ihre Leben sind geprägt von dieser ersten zarten Zeit, als sie sich nicht der Welt der Eltern mit ihren Rassismen beugten und zueinanderstanden. Mit

einer eigenwilligen Rückblende in die Zukunft gibt der Autor am Ende einen Schimmer von Hoffnung, dass die Kinder als junge Erwachsene die Codes und Muster der Alten überschrieben haben werden. Dieser Schluss verstärkt die Tragik des Stückes. Das ist ungewöhnlich und herausragend im Theater für Kinder. Fabrice Melquiot hat ein mutiges Liebesdrama über Kinder und für Kinder geschrieben. Das allein ist bemerkenswert. Dass die Zuneigung der Kinder an der Macht ihrer Eltern und an einem unauflöslich scheinenden Konflikt von Menschen unterschiedlicher Herkunft scheitert, macht das Stück über das individuelle Schicksal der Kinderfiguren hinaus, gesellschaftlich hoch relevant.

Das Stück erhielt im Herbst 2018 den Deutschen Kindertheaterpreis. Die Laudatio hielt Karola Marsch, Chef dramaturgin des THEATER AN DER PARKAUE.

DAS KÜNSTLERISCHE TEAM UND DIE INSZENIERUNG

Die Inszenierung „Die Zertrennlichen“ wurde erneut der französisch-syrischen Regisseurin Leyla-Claire Rabih übergeben, die bereits bei „Das Ende von Eddy“ am THEATER AN DER PARKAUE Regie führte. Leyla Rabih ist Spezialistin auf dem Gebiet der zeitgenössischen Dramatik. Seit 2002 arbeitet sie regelmäßig in Deutschland und Frankreich. Zusammen mit dem Übersetzer Frank Weigand gibt sie seit 2011 jährlich die Reihe SCÈNE mit neuen französischen Theaterstücken in Deutschland heraus. Das Stück „Die Zertrennlichen“ des französischen Autors Fabrice Melquiot haben sie gemeinsam übersetzt. Den Bühnenraum und die Kostüme gestaltete Stefan Oppenländer, mit dem Leyla-Claire Rabih zum zweiten Mal zusammenarbeitet. Er wählte für die Inszenierung ein Bühnenbild aus drei mobilen Stellwänden mit Böden und Alltagskostüme. Das künstlerische Team wird von der Soundkünstlerin Anouschka

Trocker vervollständigt. Sie arbeitet regelmäßig als Hörspielregisseurin und im Theaterbereich.

Die Inszenierung „Die Zertrennlichen“ gibt sowohl der poetischen Sprache als auch der Verspieltheit des Stückes Raum und ebnet die Geschichte für ihre zwei Protagonist*innen: Romain, gespielt von Friedrich Richter und Sabah, gespielt von Sophia Hankings-Evans. Die Schauspieler*innen sind sowohl Protagonist*innen ihrer eigenen Geschichte als auch Erzähler*innen des gesamten Stückes. So können sie sich spielerisch in die konkreten Situationen ihrer Freundschaft begeben, zum Beispiel ihre erste Annäherung bei der Übergabe von Makrouts oder ihre Abenteuer im Wald bis sie schließlich dem weißen Büffel begegnen. Diese Situationen spielen sie ganz konkret und direkt. Alle Szenen werden mit Übertiteln angekündigt, die von einem Soundteppich untermalt sind. Zu Beginn stellen die Wände die beiden Wohnungen in den Hochhäusern dar.

Im Hintergrund ist mit Stangen ein Wald angedeutet. Für die einzelnen Situationen genügen oft einfache Mittel, wie eine kleine Lichtveränderung, ein Ver-rücken der Stellwände, wenige Requisiten. Natürlich dürfen Romains Schaukelpferd und Sabahs Sioux-Feder nicht fehlen. Diese beiden Requisiten sind die besonderen Kennzeichen für Romain und Sabahs Vorlieben. Während ihre Kostüme schlicht und alltagsmäßig gehalten sind, stellen das metallne Schaukelpferd und die Feder ihre Besonderheiten heraus. Die Schauspieler*innen können zu jedem Zeitpunkt des Stückes aus den Situationen heraustreten und zu Kommentator*innen, Reflektor*innen und Erzähler*innen ihrer eigenen Handlungen und Gefühle werden. Romain und Sabah agieren zudem als Gestalter*innen ihres eigenen Raumes, so bauen sie die Wände mit ihrer Annäherung immer mehr ab. Der Raum öffnet sich, bis zum großen Höhepunkt, der Begegnung mit dem weißen Büffel. Der Sound steht mal eigenständig im Raum, mal dient er als Hintergrund.

Die Doppelbödigkeit der Inszenierung speist sich: aus der situativen Handlung und der reflektierten und kommentierten Erzählhaltung. Beim Erkunden des Waldes zeigt sich der Spaß am gemeinsamen

Spiel mit den Stangen, die Intimität in der Begegnung und die Reflexion über das Erlebte. All diesen Nuancen gibt die Inszenierung Raum.

Während das Stück bis zum zweiten Drittel in diesem Wechselspiel erzählt wird und dabei in der Perspektive der 9-Jährigen bleibt, nimmt das Stück im letzten Drittel Romains und Sabahs Geschichte mit einem zeitlichen Sprung von 10 Jahren wieder auf. Beide haben sich nach ihrer abrupten Trennung aus den Augen verloren. Das Publikum erlebt im Zeitraffer, was inzwischen mit den Protagonist*innen geschehen ist und begleitet Romain in seiner Suche nach der erwachsenen Sabah. Hier bleiben der Text und die Spieler*innen vollständig in der Erzählhaltung und in der räumlichen Vereinzelung auf ihren beiden Quadraten.

Leyla Rabihs Inszenierung arbeitet während der gesamten Inszenierung die feinen Nuancen der Sprache und Situationen heraus, etwa wenn in einer anfangs vertrauten Begegnung sich durch einzelne Wörter, die falsch gewählt oder unbedacht gesagt werden, blitzschnell eine konfrontative Stimmung aufbaut. Leyla Rabihs Inszenierung verdeutlicht einmal mehr, dass Sprache und Handeln Wirklichkeit schaffen, sei es im positiven, wie negativen Sinne.



*Szenefoto mit
Sophia Hankings-Evans
und Friedrich Richter*

WAS IST EIGENTLICH RASSISMUS?

Seit dem 17. Jahrhundert teilen Menschen andere Menschen in „Rassen“ ein. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich daraus in Europa eine pseudowissenschaftliche Rassenlehre, die im 20. Jahrhundert schrecklichste Konsequenzen hatte. Dieser historische Überblick zeichnet die Entstehungsgeschichte nach und führt auch in moderne Formen der Ideologie des Rassismus ein.

Der Begriff „Rassismus“ ist erheblich jünger als der damit bezeichnete Sachverhalt. Das französische Adjektiv „raciste“ tauchte zuerst in den 1890er Jahren als Selbstbezeichnung von Nationalisten auf. Das Substantiv „Rassismus“ entstand erst in den 1920er Jahren als antirassistischer Kampfbegriff. Es gibt jedoch keine unbestrittene Definition dessen, was damit bezeichnet wird in den zahlreichen sozial-, kultur- und geschichtswissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit dem Phänomen beschäftigen. Grundsätzlich lässt sich zwischen eher inhaltlichen, auf die biologistische Substanz des Rassismus abzielenden und eher formalen, auf seine sozial-psychologische Funktionsweise fokussierenden Definitionsversuchen unterscheiden. Erstere verstehen unter Rassismus die Überzeugung, dass klar abgegrenzte menschliche „Rassen“ existierten, die angeblich die physischen, intellektuellen und charakterlichen Eigenschaften der Individuen bestimmen – und deren Vermischung zu vermeiden sei. Formale Definitionsversuche dagegen betonen die Mechanismen der Ab- und Ausgrenzung zwischen der „eigenen“ Gemeinschaft und den „Fremden“.

Beide Definitionsweisen haben ihre Probleme. Erstere setzt eine biologistische Theorie voraus. Damit schließt diese Theorie nicht explizit biologistisch motiviertes fremdenfeindliches Handeln aus, selbst wenn dieses gewaltsam ist. Auch neuere Varianten der rassistischen Ideologie wie der Kulturrassismus, die ohne den biologischen Rassenbegriff auskommen, erfasst der biologistische Ansatz nicht. Die zweite Definition schließt umgekehrt eine Vielzahl von Ideologien und Gewaltpraktiken ein,

die gemeinhin nicht als rassistisch gelten, denn das „Eigene“ und „Fremde“ können schließlich anhand vieler verschiedener Merkmale definiert werden. Diese definatorische Unschärfe hat für den Gegenstandsbereich der Rassismusforschung weitreichende Konsequenzen. Während ein Teil der Forschung, der hier im Wesentlichen gefolgt wird, Rassismus als ein spezifisch modernes, auf Europa und Nordamerika sowie die davon in kolonialer Abhängigkeit stehenden Gebiete beschränktes Phänomen analysiert, gehen andere von einem weltgeschichtlichen Phänomen aus.

Entstehung und Verbreitung des Konzepts der „Rasse“

Das europäische 18. Jahrhundert spielt in der Geschichte des Rassismus eine wichtige Rolle. In den vorangegangenen Jahrhunderten war von Europa das groß angelegte koloniale Projekt ausgegangen, das weite Teile der Welt und die dort lebenden Bevölkerungen unterwarf und anschließend ausbeutete. In diesem Zusammenhang nahm in Europa das Wissen über andere Teile der Welt rasant zu. Zu dessen Ordnung etablierten sich naturwissenschaftliche Klassifizierungen der belebten und unbelebten Welt. Sie warfen auch Fragen nach dem Ort des Menschen in diesen Systemen auf: Wo war der Mensch zwischen Gott und dem Tierreich einzuordnen? In welchem Verhältnis standen die sich in ihrer äußerlichen Erscheinung unterscheidenden Menschen in unterschiedlichen Weltregionen zueinander? Und wer gehörte überhaupt alles zur Menschheit?

Im Zusammenhang mit diesen Debatten drang das Konzept „Rasse“, das der französische Arzt und Forschungsreisende François Bernier bereits im 17. Jahrhundert zur Einteilung der Menschheit verwendet hatte, im 18. Jahrhundert rasch in das anthropologische (und parallel dazu ins zoologische) Schrifttum Europas ein. So tauchte es etwa in den Abhandlungen von Naturforschern wie Carl von Linné, Comte de Buffon und Johann Friedrich Blu-

menbach sowie des Philosophen Immanuel Kant auf. In der Regel konstruierten diese Denker vier bis fünf menschliche „Rassen“, zu deren Bezeichnung sich bald die Farbbezeichnungen „weiß“, „gelb“, „rot“, „braun“ und „schwarz“ einbürgerten und denen man spezifische physische, intellektuelle, charakterliche und ästhetische Kollektiveigenschaften zuschrieb. Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt leiteten daraus verschiedene Autoren Vorstellungen von einer hierarchischen Ordnung der menschlichen „Rassen“ ab, die dann in den folgenden 150 Jahren in den Diskursen des europäisch-nordamerikanischen Imperialismus allgegenwärtig wurden und eine klar zweckrationale Stoßrichtung erhielten. Umstritten war zunächst, ob diese „Rassen“ seit Anbeginn der Menschheit existiert hatten oder sich erst im Lauf der Zeit ausdifferenzierten und wie sich generell das Rassenkonzept mit der Bibel in Einklang bringen ließ.

Bald breitete sich das Rassenkonzept auch außerhalb der gerade entstehenden Naturwissenschaften aus und fand in der historisch-politischen Publizistik Verwendung. Bereits für den Philosophen und Kulturhistoriker Christoph Meiners war es Ende des 18. Jahrhunderts Schlüsselbegriff der Menschheitsgeschichte. Im 19. Jahrhundert folgten dann zum Beispiel der französische Schriftsteller Joseph Arthur Comte de Gobineau mit seinem „Essay über die Ungleichheit der Menschenrassen“ (1853–1855) und der britisch-deutsche Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain, dessen zu seiner Zeit weit verbreitetes Werk „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ (1899) die Menschheitsgeschichte als Geschichte „rassischer“ Gegensätze darstellte. Auch der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei den gesellschaftlichen Eliten Europas und Nordamerikas einflussreiche Sozialdarwinismus enthielt zentrale rassistische Züge. Er übertrug die von Charles Darwin beschriebenen Evolutionsmechanismen auf die menschliche Gesellschaft und betrachtete Überlebenskämpfe zwischen Individuen, Nationen und „Rassen“ als notwendig für jeglichen Fortschritt. Schließlich entstanden auch esoterische Lehren, die das Rassenkonzept in pseudoreligiöse Weltdeutungen einpassten. So etwa diejenigen Guido von



Szenenfoto mit Sophia Hankings-Evans

Lists und Jörg Lanz von Liebenfels', die beide das Denken Hitlers beeinflussten.

In vielen dieser Theorien spielte die „arische Rasse“ eine zentrale Rolle. Die Vorstellung davon war im frühen 19. Jahrhundert entstanden, nachdem Sprachwissenschaftler die Verwandtschaft der altindischen Sprache Sanskrit mit den meisten modernen europäischen Sprachen nachgewiesen hatten. Die Sanskrit-Sprecher, die sich selber als „Arier“ bezeichnet hatten, erschienen nun als Resultat einer Verknüpfung anthropologischer und linguistischer Irrtümer als Vorfahren der modernen Europäer und als Begründer einer „Herrenrasse“. Zugleich näherte sich der Rassismus einer anderen, im 19. Jahrhundert immer einflussreicher werdenden Ideologie an: dem Nationalismus. Die Begriffe „Rasse“, „Nation“ und „Volk“ wurden immer häufiger vermischt. Die „Nati-

on“ wurde zunehmend nicht mehr, wie noch in der Französischen Revolution, als ein durch Zugehörigkeitswillen gebildeter politischer Verband, sondern als eine angeblich in graue Vorzeiten zurückreichende Abstammungsgemeinschaft gesehen. Nationalismus und Rassismus gingen dadurch, ohne deckungsgleich zu werden, eine Verbindung ein, die sich im 20. Jahrhundert verhängnisvoll fortsetzen sollte.

Schon bald hatte die Verbreitung des Rassenkonzepts konkrete gesellschaftliche Auswirkungen sowohl in West- und Mitteleuropa als auch in den durch europäische Staaten kolonisierten außereuropäischen Gebieten. Durch Rassismus wurden Rechtfertigungen für Unterwerfung, Ausbeutung, Abwertung und Versklavung gesucht und gefunden. Die religiös begründete Judenfeindschaft (christlicher Antijudaismus) transformierte sich so im 19. Jahrhundert in den modernen Rassen-Antisemitismus, der sich auch gegen die eben erfolgte Gleichberechtigung richtete. Alte Vorurteile gegen „barbarische“ und „heidnische“ Nicht-Europäer wurden neu durch die Vorstellung „rassistischer“ Hierarchien gestützt, die schon die von Europa ausgehende imperialistische Expansion und die Unterdrückungspraktiken in den

Kolonien legitimiert hatte und nun aufrecht erhalten werden sollte. Auch die Diskriminierung von Sinti und Roma sowie negative Wahrnehmungen in Mittel- und Westeuropa etwa von Polen, Russen und Südosteuropäern wurden im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmend rassistisch aufgeladen. (...)

Die verschiedenen Zielrichtungen des Rassismus und die damit verbundenen Gewaltpraktiken erreichten im Nationalsozialismus ihren Höhepunkt. Die nationalsozialistische Ideologie beruhte primär auf Rassen-Antisemitismus, Ariermythos und Ultrationalismus, aber schloss auch rassistischen Antislawismus und Antiziganismus, Kolonialrassismus und „Rassenhygiene“ mit ein. Millionen von Menschen fielen diesem ideologischen Gemisch zum Opfer: sechs Millionen Jüdinnen und Juden sowie zahlreiche weitere Opfergruppen, darunter zwischen 220.000 und 500.000 ermordete Sinti und Roma, 100.000 Todesopfer der Eugenik- und Euthanasie-Programme sowie eine schwierig bezifferbare, aber in die Millionen gehende Zahl von Opfern des NS-Antislawismus im besetzten Osteuropa sowie den Kriegsgefangenenlagern.



*Szenenfoto mit
Friedrich Richter*

Rassismus ohne „Rassen“

Nach der Erfahrung der NS-Verbrechen war der Rassismus politisch und wissenschaftlich diskreditiert – auch wenn in den Südstaaten der USA und in Südafrika Systeme der institutionalisierten „Rassentrennung“ noch bis in die 1960er beziehungsweise die 1990er Jahre Bestand hatten. Wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges startete die UN-Sonderorganisation für Kultur und Wissenschaft UNESCO eine internationale Kampagne gegen Rassenvorurteile. Dass bis in die 1960er Jahre die weitaus meisten europäischen Kolonien ihre Unabhängigkeit erlangten, versetzte rassistischen Überlegenheitsgefühlen einen weiteren Schlag.

In der Folge hielten nur noch rechtsextreme Zirkel explizit und offen am klassischen biologistischen Rassenkonzept als politische Ideologie und Rechtfertigung von Gewalttaten fest. Allerdings bedeutete dies nicht, dass nach 1945 ein allgemeiner Universalismus Einzug hielt, der von einer grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen ausging. In den Debatten über als unterschiedlich betrachtete Menschengruppen ging mit der Entbiologisierung eine Kulturalisierung einher: Unterschiede wurden nun nicht mehr genetisch erklärt, sondern auf kulturelle Faktoren zurückgeführt. Dadurch entstand ein Denkhorizont, der von der einschlägigen Forschung als „kultureller Rassismus“, „Neo-Rassismus“ oder „Rassismus ohne Rassen“ bezeichnet wird.

Theoretisch konzipiert wurde dieses Gedankengut ab den späten 1960er Jahren von der sogenannten „Neuen Rechten“ um den französischen Philosophen Alain de Benoist. Im Jahre 1973 prägte der deutsche Rechtsintellektuelle Henning Eichberg den Begriff „Ethnopluralismus“. Demgemäß kann sich die Identität einer „Ethnie“ nur im Kontext eines Territoriums und einer spezifisch kulturellen Prägung entwickeln und erhalten. Daraus wird die Forderung abgeleitet, unterschiedliche „Ethnien“ müssten räumlich getrennt werden, um ihre kulturellen Eigenarten beizubehalten. Fremdenangst erscheint in diesem Weltbild als natürliche Reaktion auf kulturelle Einflüsse von „außen“, Multikulturalität als Unmöglichkeit. „Kultur“ wird dabei also

als feststehende Größe betrachtet, die sich nicht oder nur sehr langsam wandelt und zu der Individuen entweder vollständig oder aber gar nicht gehören. Damit ignoriert diese Vorstellung nicht nur den rasanten kulturellen Wandel in der modernen Welt, sondern blendet auch Phänomene der individuellen oder kollektiven Vermischung kultureller Praktiken und Werte sowie des Kulturtransfers, die in den Kulturwissenschaften etwa als „Hybridität“ oder „Transkulturalität“ bezeichnet werden, weitgehend aus.

In popularisierter Form wurde kulturrassistisches Gedankengut von zahlreichen Anti-Immigrationsbewegungen propagiert, die seit den späten 1960er Jahren in verschiedenen Ländern West- und Mitteleuropas immer wieder Wahlerfolge erzielen konnten, etwa der Nationaldemokratischen Partei in Deutschland, dem Front National in Frankreich oder der Freiheitlichen Partei in Österreich. Darüber hinaus verbreiteten sich Versatzstücke davon aber auch im gesellschaftlichen und politischen Mainstream. Für Aufsehen sorgte etwa das Buch „The clash of civilizations“ (1996) des Harvard-Politikwissenschaftlers Samuel P. Huntington, das die These von Konflikten zwischen acht „Kulturen“ in der Welt formulierte. Huntington definierte nicht genau, was er unter „Kulturen“ verstand, betonte aber „eine signifikante Entsprechung zwischen der an kulturellen Merkmalen orientierten Einteilung der Menschen in Kulturkreise und ihrer an physischen Merkmalen orientierten Einteilung in Rassen“. Kritiker sahen die Theorie als Nachfolgerin der alten Vorstellungen von globalen „Rassenkämpfen“.

Zu reden gaben auch Publikationen, die Zusammenhänge zwischen „Kultur“, „Ethnie“ und Intelligenz nachzuweisen versuchten. Entsprechende Vorstellungen hatten zum Kernbestand des pseudowissenschaftlichen Rassismus im 19. und frühen 20. Jahrhundert gehört, waren nach 1945 aber zunächst auf rechtsextreme Zirkel in Nordamerika beschränkt. Ab den späten 1960er Jahren wurden derartige Vorstellungen in Reaktion auf das Ende der „Rassentrennung“ sowie wirtschaftliche Probleme aber in breiteren konservativen Kreisen Nordamerikas wieder salonfähig und zum Gegenstand einer Reihe

Szenenfoto mit
Sophia Hankings-Evans



von Forschungsprojekten. So behaupteten die beiden Harvard-Professoren Charles Murray und Richard J. Herrnstein 1994 in ihrem Buch „The Bell Curve“, der Intelligenzquotient von Afroamerikanern sei niedriger als derjenige von Weißen. Die sinkende Intelligenz der amerikanischen Bevölkerung sei für steigende Kriminalität, Verarmung, Arbeitslosigkeit, uneheliche Geburten, Abhängigkeit von der Sozialhilfe und die Verslumung der Städte verantwortlich. Sozialprogramme seien nicht nur sinnlos, sondern sogar kontraproduktiv, da sie zur weiteren Ausbreitung intellektuell defizitärer Unterschichten beitrügen. Ähnliche Thesen vertrat 2010 der SPD-Politiker Thilo Sarrazin in seinem Bestseller „Deutschland schafft sich ab“, der unter anderem einen Zusammenhang zwischen der Zuwanderung aus muslimischen Ländern und dem angeblich sinkenden Intelligenzdurchschnitt der Bevölkerung in Deutschland nachzuweisen versuchte. Beide Bücher wurden von Fachleuten unter anderem wegen ihrem

unsauberen und selektiven Umgang mit statistischen Daten, teilweiser Verdrehung von Ursachen und Wirkungen sowie einem falsch verstandenen Intelligenzbegriff kritisiert.

Die Geschichte des Rassismus hat also 1945 zwar einen bedeutenden Einschnitt erfahren, ist aber noch keineswegs ans Ende gelangt, sondern im späten 20. Jahrhundert in eine neue Phase eingetreten. An den Kern eindeutig rassistischer Ideen und Taten Rechts-extremer schließt sich heute eine breite Grauzone an, die teilweise bis in die gesellschaftliche Mitte reicht.

Quelle: Bundeszentrale für Politische Bildung:
[https://www.bpb.de/politik/extremismus/
rechtsextremismus/213678/was-ist-eigentlich-rassismus](https://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/213678/was-ist-eigentlich-rassismus)

Rassismus einfach und kurz erklärt im Video der Bundeszentrale für Politische Bildung:

[https://www.bpb.de/politik/extremismus/
rechtsextremismus/213678/was-ist-eigentlich-rassismus](https://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/213678/was-ist-eigentlich-rassismus)

„DIE ZERTRENNLICHEN“ VON FABRICE MELQUIOT

Sabah: Meine Mutter sagt, deine Eltern sind Abfall,
das gleicht das wieder aus.

Romain: Was?

Sabah: Was? Was?

Romain: Warum sagst du sowas?

Sabah: Meine Mutter sagt das. Und ich auch.

Romain: Warum?

Sabah: Deine Eltern mögen keine Araber.

Romain: Was redest du da?

Sabah: Deine Eltern mögen keine Araber.

Romain: Wer sind denn die Araber?

Sabah: Ich bin die Araber.

RASSISMUS UND SPRACHE

Wer ist Weiß und wer Schwarz?¹

So paradox das klingen mag, aber das Ignorieren von „Hautfarben“ ist auch keine Lösung. Rassismus kategorisiert und markiert u.a. mit Hilfe von „Hautfarben“ Menschen als Akteur*innen, Profiteur*innen und Privilegierte des Rassismus oder als Diskriminierte, Fremdmarkierte und Entmachtete – ob diese das (wahr haben) wollen oder nicht.

Als der Rassismus sich formierte, ging es darum, Europäer*innen als allen anderen Menschen überlegen zu deklarieren. Dabei kam es in der verallgemeinernden, verabsolutierenden und wertenden Façon des Rassismus und in Vernachlässigung bereits bestehender Kollektivbezeichnungen zu einer Fülle diskriminierender Fremdbezeichnungen. Zum einen wurden Begriffe aus dem Tierreich entlehnt (z.B. „Bastard“, „Mulatte“, „Mischling“, „Mestize“), um über die Nähe zu Natur und Tieren den Kolonisierten das Menschsein abzusprechen und einer vermeintlichen Mischung von Menschenrassen verbal Ausdruck zu verleihen. Zudem wurden Neologismen entwickelt, die in ihrer Semantik auf Konstrukte von „Hautfarben“ aufbauten. So wurden Menschen etwa in Anlehnung an das Wort schwarz in romanischen Sprachen mit dem N-Wort oder mit anderen Farben bezeichnet. (Anmerkung aus dem lateinischen niger – schwarz)

Widerstandsbewegungen rassistisch diskriminierter Menschen setzen hier an. Sie meinten nicht nur, alle Menschen sind gleich, sie sagten auch, wir werden von Weißen als Nicht-Weiße angesehen und auf dieser Basis diskriminiert. Deswegen können rassistische Begriffe nicht ignoriert werden, vielmehr muss versucht werden, sie sich über neue Schreibweisen anzueignen. So entstehen politische Begriffe, die in der Logik der „Hautfarbenkonstruktionen“ bleiben,

dabei jedoch den Konstruktcharakter unterstreichen und gleichzeitig dem dahinter stehenden Blick von Weißen widersprechen. Jene, die mit rassistischen Wörtern diskriminiert werden, bezeichnen sich selbst als Black(s) oder Schwarze Deutsche; „Farbige“ und „Colored“ wurde widerständig gewendet zu People of Color. Während People of Color heute, gerade auch im deutschsprachigen Raum, alle Menschen bezeichnet, die rassistisch diskriminiert werden, fungiert Black/Schwarze (je nach Kontext) sowohl als politische Bezeichnung für Menschen, die rassistisch diskriminiert werden, als auch allein für Menschen afrikanischer Herkunftsgeschichten. Daneben gibt es aber auch Begriffe wie afrodeutsch bzw. African American. (...)

Weißsein als nicht für das eigene Leben relevant einzustufen, bedeutet zu verkennen, dass der Rassismus bis heute existiert (...) und Weiße privilegiert und ihnen Macht verleiht.

Aus: Susan Arndt: „Rassismus – Die 101 wichtigsten Fragen“, München 2012

Woran erkenne ich rassistische Wörter?

1. Es ist aufschlussreich, die Entstehungsgeschichte eines Wortes zu befragen: Wie und wann ist ein Begriff entstanden? Was bzw. Wer wurde damit bezeichnet? Wer hat ihn benutzt und mit welchen Wertungen versehen?

Die Bezeichnung „Mulatte“ lässt sich beispielsweise etymologisch aus dem spanisch-portugiesischen mulato von mulo, Maulesel, Maultier, einer Kreuzung zwischen Pferd und Esel herleiten, die keinen Nachwuchs bekommen kann. Mit dieser Anlehnung wird nicht nur impliziert, dass die Eltern dieser Kinder angeblich zwei verschiedenen „Rassen“ angehören. Hinzu kommt, dass ein aus der Tierwelt stammender Begriff auf Menschen übertragen wurde, um rassistisch zu behaupten, Kinder aus Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen seien unfruchtbar.

¹ Weiss und Schwarz werden in diesem Material als politische Bezeichnungen großgeschrieben. Vergleiche dazu Tupoka Ogette: exit Racism, Münster 2019

2. Es ist wichtig, sich den (aktuellen!) Gebrauchsgelhalt eines Begriffs bewusst zu machen: Welche der ursprünglichen Bedeutungsteile sind erhalten, werden heute auch immer noch reproduziert, schwingen in der Verwendung mit bzw. welche neuen/zusätzlichen Konnotationen hat das Wort? Der Begriff „Farbig*r“ spielt auf die „Hautfarbe“ eines Menschen an und suggeriert, Weiße hätten keine „Haut-Farbe“. Denn wenn die einen so, also als „bunt“, markiert werden, schwingt zugleich die Annahme mit, es gäbe Menschen, die keine Farben hätten. Bezogen auf Weiße negiert der Begriff „Hautfarbe“, dass alle Farbtöne von Haut Haut-Farben sind. Dabei reproduziert der oben genannte Begriff, dass es die Norm sei, weiß zu sein. Im Begriff People of Color bleibt zwar „farbig“ metaphorisch erhalten, allerdings

widersetzt sich das vorangestellte „people“ (=Menschen) der rassistischen Annahme, rassistisch markierte Menschen seien keine bzw. minderwertige Menschen. Dabei hat People of Color zudem gegenüber der Bezeichnung „people“/“Menschen“ den Vorteil, nicht auszublenden, sondern vielmehr zu unterstreichen, dass diese Menschen vom Rassismus diskriminiert werden.

3. In welchen Wortkombinationen und -zusammensetzungen, Phrasen, Redensarten und Redewendungen kommt ein fraglicher Begriff vor? Durch diese Perspektive können zum einen abwertende Konnotationen eines Wortes bewusst gemacht werden. Zum anderen kann so gezeigt werden, wie in angeblich wertneutralen Formulierungen diskriminierende Wörter unreflektiert verwendet und dadurch beständig reproduziert werden.



*Szenefoto mit
Friedrich Richter*

In der Phrase „ich bin doch nicht dein N.“ wird beispielsweise die Vorstellung transportiert und verfestigt, dass mit diesem Wort bezeichnete Menschen zu Hilfsdiensten für Weiße geboren wurden. Es liegt auf der Hand, dass dem „N-Wort“ eine negative Bedeutung anhängt und nicht wertneutral gebraucht werden kann.

4. In jedem Fall ist es lohnend, Assoziationen abzurufen, die sich mit einem Wort verbinden. So könnte man fragen: „Schließen sie bitte die Augen und stellen sie sich einen Häuptling vor, was sehen sie? Die Antworten enthalten immer kolonialistische Fiktionen und Fantasien.
5. Es kann gefragt werden, ob das Wort auch auf den deutschen/europäischen Kontext bzw. Weiße übertragen werden könnte, also beispielsweise getestet werden, wie sich der Begriff für weiße Deutsche als Eigenbezeichnung anfühlen würde. Warum werden beispielsweise Deutsche oder Schott*innen nicht als „Stämme“ oder „Eingeborene“ bezeichnet, warum ein Schwarzer Deutscher, nicht aber ein Kind aus einer französisch-deutschen Beziehung als „Mischling“, warum Holzkreuze nicht als „Fetisch“?
6. Es kann geprüft werden, ob es sich um symmetrische oder asymmetrische Begriffswendungen handelt.

Gerade bei Benennungen, die aus zwei Wörtern bestehen und in denen der erste Bestandteil den zweiten in der Regel näher spezifiziert, kann gefragt werden, ob es ein Pendant dazu gibt oder ob es sich um eine einseitige Spezifizierung handelt, so dass eine Normvorstellung unbenannt bleibt. Warum wir beispielsweise von „Bananenrepublik“ geredet, nicht aber von „Kartoffelrepublik“?

Aus: Susan Arndt: „Rassismus – Die 101 wichtigsten Fragen“, München 2012

Wichtige Begriffe

Schwarz

die politisch korrekte und vor allem selbst gewählte Bezeichnung für Schwarze Menschen.

Weiß

die politisch korrekte Bezeichnung für Weiße Menschen

People of Color (kurz: PoC)

eine selbstbestimmte Bezeichnung von und für Menschen, die nicht weiß sind. Mit dem Konzept „People of Color“ setzt man erstmals voraus, das Nicht-Weiße über einen gemeinsamen Erfahrungshorizont in einer mehrheitlich weißen Gesellschaft verfügen.

Anders als etwa „coloured“ („farbig“/ „Farbige/r“), das eine von Weißen gewählte Zuschreibung ist, sind People of Color in erster Linie „people“, also „Menschen“. Der Ausdruck People of Color wird im akademischen Umfeld benutzt und ist in vielen englischsprachigen Ländern eine gängige und politisch korrekte Bezeichnung. In Deutschland hat sich der Begriff im Alltag und Journalismus noch nicht durchsetzen können, was daran liegen mag, dass er lang und englisch ist, oder auch daran, dass in Mehrheitsdeutschland die unterschiedlichen Lebensrealitäten von Weißen und Schwarzen Menschen sowie People of Color weitestgehend ignoriert werden und dies daher auch nicht mit dementsprechenden Begriffen thematisiert wird.

„farbig“

Manche vorgeblich wohlmeinenden Leute beharren interessanterweise auf der Unterscheidung zwischen hellhäutigen und dunkelhäutigen Schwarzen Menschen und outen sich indirekt als Rassisten, wenn sie sagen: „Och, du bist doch gar nicht richtig schwarz!“ - ganz, als solle man das als Kompliment auffassen.

In einigen Ländern werden als Folge der Apartheid sogar heute noch ganz offiziell Unterschiede und Abstufungen hinsichtlich des Schwarzseins gemacht. Die einzelnen Bezeichnungen dafür, wie hell- oder dunkelbraun (wo ist die Grenze?) oder zu wie viel Prozent „rein“ Schwarzer oder weißer „Abstammung“ jemand sei, sind Relikte aus der noch nicht sehr lange zurückliegenden Zeit der Rassentrennungspolitik und führen zu nichts als künstlichen Unterscheidungen. Diese Unterscheidungen gingen

früher mit einer Politik unterschiedlicher „Wert-Einstufungen“ der Menschen einher, eine Ideologie, die sich heute ein wenig subtiler fortsetzt. Die Folgen davon sind die Schwierigkeiten von heute. Da „Unterschiede zwischen hell-schwarz und dunkel-schwarz“ ausschließlich dafür konstruiert wurden, um Zwiespalt und Divergenzen hervorzurufen, und da sie eher ein verzweifelt und künstliches Relikt aus der Zeit der Versklavung und Kolonialisierung sind, sind solche Einstufungen und Kategorisierungen nicht nur wahllos, sondern auch gefährlich. Auf den französischen Antillen beispielsweise nennt man noch heute Schwarze Kinder, die ein weißes Elternteil haben und „hellhäutig genug“ aussehen, „sauvé“, „gerettet“! Hellhäutigkeit ist bei diesen Kategorisierungen zumeist direkt verbunden mit mehr sozialen Privilegien, „besserer“ Entsprechung der Schönheitsideale und stellt damit eine Fortführung der kolonialen Einteilung der Menschen aufgrund ihres phänotypischen Aussehens dar.

Die Aussage „Du bist doch gar nicht richtig schwarz“ ist also ein bedauerlicher Irrtum und eher eine Beleidigung, denn wer in unserer Gesellschaft sehr wohl als Schwarze(r) wahrgenommen wird und dadurch mit diversen Widrigkeiten zu kämpfen hat, braucht bestimmt nicht obendrauf noch eine solche exzentrische Ansicht.

Selbstverständlich gibt es neben der Pigmentierung auch noch andere als „typisch Schwarz“ geltende Merkmale, aufgrund derer man bisweilen versucht, „Rassen“ zu kategorisieren, zu definieren und zu pauschalisieren. Ich kann hier nur empfehlen, die Situation einmal umgekehrt durchzudenken und nachzufühlen, wie dämlich es wohl klingen würde, wenn beispielsweise einem schwarzhaarigen weißen Franzosen mit dunklem Teint versichert würde: „Du bist doch gar nicht richtig weiß.“ Niemand darf Menschen in „Nicht ganz Schwarz“/„Ziemlich Schwarz“/„Ganz Schwarz“ -Schubladen mit den

entsprechend darauf abgestuften Behandlungen und Erwartungshaltungen stecken, und wer anderen dies untersagt, wehrt sich zu Recht. (...)

„Farbig“ soll in Deutschland in der Regel auch als eine „höflich gemeinte“, weil schwächere Form von Schwarz dienen. Damit soll abgeschwächt werden, dass jemand Schwarz ist, und genau das ist das Problem: Das Gegenteil ist der Fall. Denn wir haben es hier eindeutig mit einem Euphemismus zu tun. (...) Das ist einer der Gründe, warum „farbig“ bei den meisten Schwarzen nicht besonders gut ankommt, denn es ist der Euphemismus von „Schwarz“, und das heißt, dass der, der das Wort verwendet, ein Problem damit hat, wenn jemand Schwarz ist. (...)

Es gibt noch einen anderen Grund dafür, dass der Begriff „farbig“ nicht okay ist: Es klingt so, als sei weiß quasi „Normalzustand“, die „Ausgangsposition“, und als sei ein „Farbiger“ sowas wie ein „angemalter“ oder „eingefärbter“ Weißer.

„Farbig“ ist also das Konstrukt einer „Abweichung von Weiß“. Und das ist natürlich Quatsch. Genauso wenig wie Weiße nur Schwarze mit Pigmentschwäche sind, sind Schwarze eingefärbte Weiße.

Halb Schwarz

Ja klar, und als Nächstes halb blauäugig und Halbblut Apanatschi. Ich habe noch nie den Begriff „halb weiß“ gehört. Was soll das sein? Rassenabstufungswahn schlecht getarnt.

Mischling/Mulatte

Ausdrücke wie „Mulatte“ (zu Deutsch: „Mischling aus Esel und Pferd“) oder „Mischling“ sind, da sie unverhohlen dem Tierreich entliehen sind, denkbar ungeeignet, um Menschen zu bezeichnen. (...)

Aus: Noah Sow: „Deutschland Schwarz Weiss der alltägliche Rassismus“, München 2008.

HINWEISE FÜR DEN THEATERBESUCH

Liebe Lehrer*innen,

viele Kinder und Jugendliche besuchen zum ersten Mal ein Theater. Daher empfehlen wir Ihnen, sich im Vorfeld mit Ihren Schüler*innen die besondere Situation zu vergegenwärtigen: Das Theater ist ein Ort der Kunst. Hier kommen wir aus dem Alltag in einer anderen Wirklichkeit an. Die Welt und in ihr der Mensch mit seinen Fragen, Sehnsüchten, Ängsten, Widersprüchen wird auf der Bühne mit künstlerischen Mitteln dargestellt und bietet Raum für unzählige unterschiedliche Erfahrungen. Die Zuschauer*innen werden das Theater mit jeweils anderen Eindrücken und Erlebnissen verlassen: mit den eigenen. Sie unterscheiden sich von den Erfahrungen, die die Nachbar*innen gemacht haben.

Im Theater spielen meistens Schauspieler*innen. Manchmal sind es auch Puppenspieler*innen mit ihren Puppen und Objekten oder auch Tänzer*innen, Musiker*innen und Sänger*innen. Aber alle verschiedenen Theaterformen haben eins gemeinsam: Sie finden alle im Jetzt, im Augenblick, live statt und immer in Interaktion mit dem Publikum. Ohne Publikum findet kein Theater statt. Besonders Kinder verstehen das Theater als Kommunikationsort und nehmen an dieser Kommunikation teil. Sie sprechen mit, werfen Reaktionen spontan, laut und sofort ein, machen Kommentare, lachen oder erschrecken sich, sie setzen sich zu dem, was sie sehen, in Beziehung. Die meisten Reaktionen der jungen Zuschauer*innen sind keine bewusste Störung. Über viele dieser Reaktionen freuen wir uns, sie müssen durch Sie nicht unterbunden werden. Manche Reaktionen aber offenbaren, dass die Zuschauer*innen nicht realisieren, dass die Schauspieler*innen live für ihr Publikum spielen. Dann können sie auch beleidigend werden. Hier benötigen wir Ihre Unterstützung, denn für die Schauspieler*innen ist es schwer, aus ihrer Rolle herauszutreten und die Aufführung zu unterbrechen.

Wir möchten Ihnen für den Theaterbesuch mit Ihrer Klasse noch einige Hinweise mit auf den Weg geben, damit die Vorstellung für alle Beteiligten auf der Bühne und im Saal zu einem einmaligen und schönen Theatererlebnis wird:

1. Wir bitten Sie, rechtzeitig im Theater einzutreffen, so dass alle in Ruhe Jacke und Tasche an der Garderobe abgeben können. Unsere Garderobe wird während der Dauer der Vorstellung beaufsichtigt und ist im Eintrittspreis enthalten.
2. In unseren Programmzetteln lässt sich nachlesen, wie lange ein Stück dauert und ob es eine Pause gibt. Wenn möglich bitten wir darum, Toilettengänge während der Vorstellung zu vermeiden.
3. Es ist nicht gestattet, während der Vorstellung zu essen, zu trinken, Musik zu hören und das Handy zu benutzen, außer das Publikum wird explizit dazu aufgefordert. Mobilfunktelefone und mp3-Player müssen vollständig ausgeschaltet sein. Während der Vorstellung darf weder telefoniert noch gesimst oder fotografiert werden.
4. Der Applaus am Ende einer Vorstellung ist eine Anerkennung der Arbeit der Schauspieler*innen und des gesamten Teams unabhängig vom Urteil über die Inszenierung. Wir bitten Sie, erst nach dem Ende des Applauses den Saal zu verlassen.

Unsere Mitarbeiter*innen vom Einlassdienst stehen den Zuschauer*innen als organisatorische Ansprechpartner*innen am Tag der Vorstellung zur Verfügung. Wir sind an den Erfahrungen des Publikums mit den Inszenierungen interessiert. Für Gespräche stehen wir zur Verfügung. Bitte wenden Sie sich direkt an die stückbetreuende Dramaturgin oder Theaterpädagogin.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Ihr THEATER AN DER PARKAUE

IMPRESSUM
Spielzeit 2018/2019

THEATER AN DER PARKAUE
Junges Staatstheater Berlin
Parkaue 29
10367 Berlin
Tel. 030 - 55 77 52 -0
www.parkae.de

Intendant: Kay Wuschek

Redaktion: Eva Stöhr
Gestaltung: pp030 - Produktionsbüro
Heike Praetor
Fotos: Christian Brachwitz
Titelfoto und Abschlussfoto mit
Friedrich Richter und
Sophia Hankings-Evans

Kontakt Theaterpädagogik:
Uta Sewering
030 - 55 77 52 60
Uta.Sewering@parkae.de

